

461 Helge Bendels Luftschlösser.

Ein Chicago-Roman von Henning Berger.

Bei Kugel nahmen die Freunde Abschied voreinander. Der kleine, knödelrunde Wirt stopfte Helge eine Reiseflasche in die Tasche.

— Willkommen bald wieder hier! sagte er in überzeugungsvollem Ton; man bleibt ja doch nicht mehr in dem alten Land. . . .

— Aber schön wär es schon, es einmal wiederzusehen, fügte er hinzu.

Einsam wanderte Helge südwärts.

Der Nebel war dichter statt lichter. An den Straßenkreuzungen, wo Farbenster und die Glasfugeln der Apotheker gleich Skajütenlufen und Bootslaternen leuchteten, hing die schwere Luft meerfeucht und sloß der Schmutz auf dem Boden wie Strandschlamm.

Hier hatte er seine Zukunft geträumt und gedichtet. Hier hatte er auf seinen Wanderungen des Morgens und Abends den Wolfenkrager von Bendel u. Co. aufgebaut. Hier hatte er auch so nach und nach niedergedrückt und ausgelöscht. . . .

Bendel u. Co. Sie waren verschiedenartig gewesen, die Kompagnons; aber in einem waren sie alle gleich: sie hatten sich alle mit der Zeit zurückgezogen und waren verschwunden. Wolfenkrager — Luftschlösser. . . .

Er ging langsamer. Ach ja, ja. Zu denken: zehn Jahre! Wie ein Strich lagen sie da hinter ihm. Die Krümmungen bedeuteten so wenig; unweigerlich führten sie zurück zu der geraden Luftlinie. Und wenn er sie alle nun zusammensammelte, gleichsam als eine Handvoll, sahen sie so alltäglich und jämmerlich aus; kein Glanz mehr war über ihnen. Sie glühten der Straße, die er zum letztenmal hinunterstapfte.

Plötzlich fiel ihm die Newberry Bibliothek ein; und mit einem Ruck blieb er stehen. Na — bei der stand er in Schuld; daran ließ sich nicht deuteln. Wenn er wirklich ganz ehrlich sein wollte, so mußte er zugeben, daß von den Blättern der Tausende von Büchern ein Glanz ausgeströmt war, der Tausende von trüben Tagen vergoldet hatte. Ohne die Bibliothek, so kam es ihm jetzt vor, wäre es wahrscheinlich nun auch mit ihm zu Ende, wie mit so vielen anderen hier draußen. Reifniert nannte Griff das. Vielleicht wäre es besser oder doch ebenso gut gewesen, wäre auf dasselbe herausgekommen; aber, wie es nun einmal war, so hatte man wenigstens noch die Hoffnung auf ein Traumland. . . . Er unterdrückte einen kleinen Frostschauer. Wer weiß, was ihm noch bevorstand?

Martell war nach Washington abgereist. Aber Helge wollte doch Abschied nehmen von dem Gebäude, das ihm seine Tore so gastfrei geöffnet und ihm seine Reichtümer geboten hatte. Er wandte um und ging hastig nach Walton Square zu.

Da lag der gewaltige, graue Steinpalast mit der breiten Aufgangstreppe und den geschliffenen Granitfugeln. Die Glastüren schwingen und er stand in der hohen Halle. Hinter weißen Marmorstrahlen erblickte er die Mahagonipulte und grünen Schirmlampen der Lesesäle, die Reihen von Bücherfächern und die Plakate mit der mahnenden Aufschrift: Ruhe.

Ja, da gab es Schätze — Schätze aus Europa, wohlverstanden — die berühmten Männer, die großen Männer, die hohen Geister, die weisen, die Lehrmeister, die Dichter, die Denker, die Unsterblichen. Die Gelehrten und die Künstler, die Geistvollen und die Klugen. Erfinder und Philosophen und Poeten, — der unstreitbare Triumph der alten Welt. Die Kultur aller Zeiten, Dichtung und Arbeit, Phantasie und Wirklichkeit, der Flug ins Blaue, die Länder der Träume, das Leben nach dem Tod. Hellas' alte Götter und die idealen Werte neuer Zeiten, alles, was dem Leben Sinn verlieh und Roesie und den Adelsstempel des Geistes: Europa.

Voll Demut vor diesem überwältigenden Pantheon, stolz über seine Zusammengehörigkeit damit, kraft seiner Geburt und Rasse, entblöhte Helge sein Haupt zu ehrfürchtigem Dank.

— Mag es biegen oder brechen, dachte er. Ich gehe jetzt heim, dahin, wohin ich gehöre!

Und gleich einer innwendigen Dusche fühlte er einen Strampf der Glückseligkeit durch sich hinrieseln.

Draußen war der Nebel noch ebenso grau und dicht wie zuvor; aber ihm erschien er leise bordeauxfarben und safrangolden, als hätte er Tokajer getrunken. Reizen! Reizen! sang es in seinen Ohren.

Clark Street zum letzten, allerletzten Mal. Die Baradenfulissen, die Bretterschlupfwinkel, die Kellerlöcher, die Fallgruben, die Zellen der Elenden und Gefangenen. Die brutalen Schutleute an den Ecken, die lauernden Salunken der engen Nebengassen, die geschminkten Hintertürrinnen, der ganze Abichamm des Lasters. Schmuggler, Falschspieler, Sklavenhändler, Leichenräuber und Zuhälter. Durch den Dunst wimmelt es von Chinesen und Negern, es riecht nach Opium und Schnaps, es blinkt von Dolchmessern italienischer Mörderbanden. Es sinkt nach falschem, schlechtem Whisky und faurem Bier, nach Sämms und alles durchdringendem Moikhus. Und der Nebel lastet, wird immer schwerer, summt die Empfindungen, die Sinne ab.

Da liegen in einer Reihe die Emigrantenhôtels. In dem feuchten Aufdunst vom Fluß, der die Mauern schwarz färbt, sieht er groß gemalte Flaggen und Wappen, die die Embleme der skandinavischen Länder vorstellen sollen. Unorthographisch geschriebene Anzeigen versuchen das Auge mit Lodungen auf Schwedisch, Norwegisch, Dänisch und Finnisch zu fangen. Knädebröd, Sauerbrot, Sering Ziegenkäse, Aquavit, Tabak, Porter, Geldwechsel, niedrigster Kurs. . . . liest er. Und unter gelben und blauen Streifen, roten und weißen Querbalken, die den Papieren um Knallbonbons gleichen, prahlen Hotelnamen: König Oskar, König Christian, Svea, Göta, Dannebrog, Suomi. Alte Nummern von skandinavischen Zeitungen sind zwischen Sämms und Anichovisbüchsen an die Fensterischeiden angeklebt. Unter den Türen hängen lange Pfeifen und Schmierlederstücke.

Auf den verfaulten Bretterplanen der Trottoire und bis hinaus auf die unebenen Holzdielen des Fahrdamms liegen Gebäckstücke aufgestapelt. Helge betrachtete den wohlbekannten Anblick mit demselben Mitleid, mit dem man einen umgestürzten Umzugskarren betrachtet, um den das alte, armelige Hausgerät im Oktoberregen daliegt — den Hohnblicken der Menge preisgegeben mit all seinen Schäden und Mängeln, die stumm die Leidensgeschichte vieler, langer Jahre erzählen. Alle Arten von Kisten und Kästen, Truben und Koffern gab es da, Bauernmöbel mit abgebliebenen Herzen, Jahreszahlen und Blumenfränzen darauf, alte Ledertaschen, steif, wie aus Eisen, selbstgezimmerte Holzlöcher, die so umbunden und umwunden waren mit Striden, Seilen, Lederriemen und zusammengeknoteten Schnüren, daß sie fast aussahen wie lebende, gefährliche Tiere, die immer im Begriff sind, sich loszureißen und auszubrechen. Aber auch Hausrat war da, den alte, unerfahrene oder vielleicht pietätvolle Hände mit über das Weltmeer in das moderne Land geschleppt hatten, und der in all seiner Grotesktheit einen rührenden Anblick bot. Kaffeemühlen und Spinnrocken, ein blau angemaltes Butterfah, Eimer und Bütten, sogar ein paar dreifüßige Schemel. Alle diese Stücke, auf der langen Fahrt brutal umgerostet und rücksichtslos auf Kranen, Lastkarren, in Wagenwinkeln und Frachträumen, auf den eisenbeschlagenen Wagen der Rollhäuser und in den bodenlosen Abaründen der Riesenschiffe umhergeschleppt, wirkten in dem Zwielicht der Kinzie Street niederdrückend und beklemmend wie ein Gemälde, das einen Transport von Verbannten nach Sibirien darstellt. Die Auswanderer saßen auf ihrem Gepäck oder standen daneben, und die Gruppen, die sie bildeten, erinnerten unwillkürlich an Zwangsverfeigerung und Austreibung, an Brandunglücke und Begräbnisse.

Jedes Alter war vertreten. Da waren die Alten, abgearbeitet, müdegeschunden, trummrückig und achtlos. Greise mit Messingringen in den Ohren und wie aus Baumrinde geschnittenen Gesichtern. Alte Weiber mit Sitzen und Kopftüchern und grauen Haarsträhnen, plattbrüstig, aber den Unterleib immer vorgeschoben wie in unaufhörlicher Schwangerschaft. Alle, Männer und Weiber, waren sie eingewickelt und ausgerüstet wie zu einer Nordpolfahrt — in Schafpelze und Mäntel, in Tücher, Gurte, Pferdebedecken. Sie starren grade vor sich hin oder blickten mit blinden Augen die schwarze Straße hinab. Alle hatten sie ein Bündel oder ein Paket in der Hand; eine trug in eine rote Wolljacke ein-

gewidelt, sorglich eine blankgefeuerte, kupferne Kaffeekanne. Und da waren junge, lange, kräftige Burschen und hochgewachsene starke Dirnen. Auf ihren Wangen lag noch die Sonnenbräune der Klippen und Berge, und die blauen Blicke schienen einen Widerschein des nordischen Himmels mit sich zu führen. In langen Röcken und Nockigen Schuhen, noch ungeboren von des Lebens Mühsal, standen sie da wie Sockelstatuen germanischer Muskelkraft. Die Mädchen hatten Probiantische und Spantörbe neben sich stehen, und ein paar der Burschen trugen Seigenkasten in der Hand. Einer von ihnen versuchte mit seiner Ziehharmonika eine Tanzweise zu spielen.

Und Kinder waren da. Verwundert starrten sie auf diese nebelhohe Stadtstraße, in der alles Stein und Feuchtigkeit und unheimliche Laute und Gesichter war. Alte, grobheißige Greisinnen hielten sie auf dem Schoß oder zwischen den Knien; die kleinsten lagen an der Brust der Mutter. Und die halberwachsenen standen stumm an der Seite der Männer. Es war der letzte Herbstimpuls. Und Helge zog bei sich einen schwachen Vergleich zwischen dem dahinebbenden Monat des Jahres und den kleinen, eingeführten Frühlingspflanzen, die da mit buttergelben Locken und lenzblauen Augen noch den Rausch des schaukelnden Meeres hatten und nichts von der Zukunft ahnten.

Um diese gelagerte Karawane schwärmte, trotz aller Bewachungsversuche der Agenten, eine Menge zweifelhafter Existenzen, die den Einwanderern ihre Dienste und Vermittlung anboten. Es waren polnische Juden mit Korkzieherlocken aus dem unteren Clark-Ghetto, die kaufen und verkaufen, Geld wechseln und Arbeit verschaffen wollten. Das war der Abschamm der Einwandererschaft, die Schlamm- und Morasttiere der romanischen Rasse, die gleich Fliegen um die Nordländer her krabbelten und krochen und mit schrillen Stimmen versuchten, die Männer mit falschem Geld zu betrügen und die Weiber zu überreden, ihre schweren, blonden Haarflechten oder überhaupt ihren Körper ganz und gar zu verkaufen. Und einheimische Raabvögel, die wie auf einem Viehmarkt umherflehenderten, den Leuten Stücke Land in Sumpf- und Morastgegenden aufschwanden oder Arme zum Holzfällen, Eisenbahnbau oder Grubenbetrieb in wilden, unbewohnten Strecken anwerben wollten. Und alles das, während sie gleichzeitig verächtlich auf die Bündel und altmodischen Gepäckstücke der Bauernleute deuteten.

Es waren Szenen, wie sie Bendel seit Jahren kannte, bei denen er seit Jahren selbst mitgepielt hatte; aber erst jetzt, im Augenblick des Abschieds, kam es ihm vor, als sähe er sie so, wie sie wirklich waren. Da gingen die Agenten und Führer mit den kleinen Flaggen der verschiedenen Linien am Rockaufschlag; da lagen die Bagabundenbars mit ihren Sägmehlfußböden und Blechgeschirren und ihren zimmernen Hähnen, aus denen las gefälschte Bier und der Gistwhisky wie Spülwasser herausliefen. Ueberall versuchte man den Reisenden ihren letzten Pfennig abzulocken. Und das ist schließlich ganz gut, senkte Helge; denn vorher geht ihnen doch der Blick für das Land nicht auf!

An den Schwindelbureaus mit Fahrtscheinheiten zu ermäßigten Preisen, mit Lotterrieklosen und Erfolgsanpreisungen vorüber gelangte er über die Nordbrücke und in die City hinab. Vor Wildens Bierkeller stand der alte Andersson ans Geländer angeklammert. Sein Kragen war schmutzig, die Krawatte aufgegangen, er hatte Striemen im Gesicht, wie nach einer Prügelei oder als hätte man ihn mit Gewalt an die Luft befördert, und sein vertragener Gehrock hing bis in den Straßenschmutz herunter. Die runden Brillengläser glühten wie zwei Radlaternen.

(Fortsetzung folgt.)

Der blecherne Strauß.

„Sieh' nur, Mann, der Vogel dort, der Strauß mit dem Wägelchen, das war was für unsern Frik — so was zum Aufziehn,“ sagte die rundliche Frau Ruckdäschel und wies mit dem Zeigefinger an gedrangten Zuschauerhälsen vorbei in das bligblanke Schaufenster.

Vater Ruckdäschel brumnte verächtlich, aber sein unwirker Blick spielte wie gebannt über den lockenden Reichtum der Spielwarenauslage hin. Was so ein Warenhaus doch alles fertig brachte! Eisenbahnen, Omnibusse, Autos, Aeroplane, die unterschiedlichsten Geschöpfe der Tierwelt, bewegt, laufend, springend, hüpfend — Stück für Stück 68 Pfennige! Konnte das ein reelles Geschäft sein?

„Alles Namschware!“ lautete der Schluß, den Gottfried Ruckdäschel ränipernd und halblaut von sich gab. „Billiges Zeug! Bruch! Namsch! Bei solch'nem Juden kauf ich nie. Ich nie.“

Der Kerger kroch ihm rot auf die Stirne und wurde noch einen Schein dunkler, als die Frau unerschütterlich im alten Ton weiter drängte: „Sieh' nur, Mann, der Strauß mit dem Wägelchen, wo so von alleine im Kreise rumläuft — das wäre was für'n Frik. Wollen's uns drinne wenigstens mal ansehen. Anseh'n kostet doch nicht.“

Und als ob es der Warenhausteuje gerade auf Gottfried Ruckdäschel abgesehen hätte, waren plötzlich aufstuckende Glühlampen eine märchenrote Lichtflut über all den beweglichen Krimskrams des Auslagefensters, eine Menschenwelle flutete zur Tür hin und spülte Vater Ruckdäschel am Arme seiner schiebenden Frau davon. Spülte ihn wie einen tänzelnden Kork durch große Portale, an majestätischen Portiers vorüber, mitten in das surrende Kaufhaus Lewinsohn hinein —

So kam's, daß ein Ehepaar namens Ruckdäschel am Abend dieses Tages mit Paketen beladen in der Vorstadt draußen landete und daheim die zwei untersten Fächer der Kommode gut verschloß. Dann pflanzte sich Vater Ruckdäschel vor dem ehrwürdigen plumpen Möbel wie ein Wachtposten der Landwehr auf, rief seinen Sohn Frik, machte große sachliche Augen, wies auf die zwei verschlossenen Schubfächer und befahl in einem Tone, der jeden Einwand im Keime erstickte:

„Frik, die unteren Fächer bleiben bis zur Bescherung verschlossen! Den Schlüssel behalte ich. Daß Du mir nicht an der Kommode rumwürgst!“

„Aec,“ versicherte Frik und in seiner Kopfhaltung lag bereits etwas Nachdenkliches. „Aec, nee, Vater...“

Man muß den Frik gelannt haben, um sein „Aec, nee“ richtig zu würdigen. Von der Art, wie er Hühner mit schnapsgetränktem Brot betrunken machte, wie er durchnähte Sperlinge jagte und in Nachbars Garten halbheißige Birnen fand, von all dem soll hier nicht die Rede sein. Betont muß jedoch werden, daß Vater wie Mutter Ruckdäschel tagsüber im Kolonialwarenladen festgehalten wurden, und daß Frik seine schulfreie Zeit meist mit Lippolds Karl verbrachte.

Mit Lippolds Karl!

Es gab viele Leute, die dem Karl irgend einen Streich nachtrugen. Die behaupteten, Lippolds Karl sei ein schlimmerer Schlingel als Ruckdäschels Frik. Andere meinten, es sei umgekehrt.

Und wirklich es war Frik, der schon am Tage nach Vater Ruckdäschels Warnung an der schläfrigen Kommode wie ein Sturmwind rüttelte, von unten her zum Karl auffah und unbeirrt verkündete: „Irgendwie muß der Kasten aufgehen!“ Schweigen. „Wenn man einen Schlüssel hätte!“ Schweigen. Und in dieser Schweigsamkeit wurde das alte Möbel bespöht, gerüttelt, geprüft, gestoßen. Ein Treiben, das die alte Kommode mürrisch ätzend über sich ergehen ließ, ohne nachzugeben. Was sich bewegte, war nur das oberste Schubfach. Mutters Stricktrumpf war drin, Garn, Nähzeug, Zwirn, Bänder, langweiliges Zeug. „Raas mit dem Kasten,“ kommandierte Frik und Karl griff zu...

Ein großer Schlund gähnte in der Kommodenfront und vier begehrlige Jungenaugen stierten in den Kommodenhals.

„Wenn man von oben —“ setzte Frikens helle Stimme wieder ein, — da tastete Karl schon in der Oeffnung herum und im nächsten Augenblick wühlten zwei Jungearme von oben her im mittlsten Kasten.

Was Frik knapp mit den Fingerspitzen erfühlen konnte, war Wolle, Tuch, Stoff. Bittere Ahnungen malten sich auf seinem pfißigen Gesicht: Praktische Sachen wollte man ihm schenken; Zeug zum Anziehen, Dinge, die er doch jowieso kriegen mußte... Da — ein Klirren! Karl war auf eine Pappschachtel gestoßen. Sie stand oben auf.

„Festhalten,“ flüsterte Frik, „halt, langsam, Achtung, aufpassen, daß der Stempel nicht wieder fällt —“

Vorn im Laden klirte die heisere Türklingel scheltend, unentwegt und regelmäßig. Gottfried Ruckdäschel schenkte mit seinem gelinden Wägelchen eifrig am Ladentisch entlang, zeigte den Leuten sein strahlendstes Gesicht, redete mit seiner Frau recht manierlich, freute sich über das flotte Weihnachtsgeschäft und erzählte einer Käuferin gutgelaunt: „Ja — ein bißchen Spielzeug müssen die Kinder zu Weihnachten haben. Unser Frik — Frau, gib mir doch mal die Gewichte her — unser Frik kriegt einen Strauß, der immer vor'm Wagen rundum jagt. Wird das eine Ueberraschung werden...“

Die Rede bewegte sich um dasselbe Geschäft, das Frik und Karl ätzend aus der Kommode geangelt hatten und hinten in der Stube hurtig über die Diele rasselten liegen.

„Fein,“ sagte Frik und Karl hatte leuchtende Augen.

Das war aber auch ein Fuhrwerk, wie man's selten sah: Vorn ein Strauß mit reichlichem Haufe und schönem vollem Schwanz, in allen Farben schillernd und sprühend; hinter dem bunten Wüstentier ein zweirädriges, flottes Gefährt mit einem salauischen Schworzen Kutscher auf dem Bod. Leierte man am Bauche des Straußes, dann ratterte das blecherne Gespann mit vielen Gesten, Getöse und Getue vor dannen: der Strauß stelte laut davon und wiegte den langen Hals beschwerlich, während der Kutscher die Arme wichtigfuchelnd durch die Luft warf.

So mußte der Strauß unter dem Kommando der zwei Knaben im Kreise laufen, mußte geradeaus marschieren, Hindernisse nehmen, Reforde verbessern. Erst als es in der Stube dunkelte und ein Bein des Wüstenvogels verbogen war, begann sich Karl, daß daheim

sein Abendbrot souerie. Das blecherne Spielzeug verschwand wieder in der Pappschachtel, die Pappschachtel in Frikens Spielkiste, die Spielkiste unter Frikens Bett. Denn in der Kommode sei der Strauß auch nicht gefürdter aufgehoben, sagte Karl.

Andern Tages waren Frik und Karl in der Schule beim besten Willen nicht recht zu gebrauchen. Sie mußte schon während der Religionsstunde dafür sorgen, daß sich alle Jünglinge der Klasse eine lebhaftere Vorstellung von Frikens Straußenfuhrwerk machen konnten. Und weil der kleine Meier an der ganzen Sache zweifelte, schmuggelte Frik den stolzen Vogel im Kasten zur Schule. Der Vogel mußte unter dem Geheiß der Klasse über die Bänke laufen, daß die Straußenjöhlen Blutblasen kriegten und das Tier unerwartete Rufen herausstießte. Es zog manchmal ein Bein störrisch unter die Flügel und konnte von Lippolds Karl erst nach wildem Geleiere in Schwung gebracht werden. Wobei der Junge ab und zu mit einem rostigen Taschenmesser im Vogelleibe umherstach und dazu prahlte: „Ich werde den Strauß schon auf den Trab bringen — mein Bruder ist Schlosser...“ Auch sein Großvater habe schon geschlossert.

Es war eine Schande, wie der Vogel mißhandelt wurde.

Inmerhin muß zu Frikens Ehre bemerkt werden, daß er dies Treiben nicht bis Weihnachten fortsetzte. Nein, einige Tage vor der Bescherung lag die blecherne Unterhaltung wieder brav im gleichen Kommodenfach, an gleicher Stelle, in gleicher Lage, wenn auch nicht in gleicher Verfassung, wie ehemals. Nein, in einigen Kleinigkeiten hatte sich das Spielzeug verändert. Der linke Arm des schwarzen Kutschers war ausgekugelt, der rechte bewegte sich nicht, der Strauß hinkte mit einem Beine und zog das andere unter die Flügel. „Naput! — wie Karl mit seiner Behmut im Tone erklärt hatte. „Futisch“, verbesserte Frik kleinlaut und sah der Bescherung mit regem Interesse entgegen...

Auf den Straßen flokte der Schnee zur Erde, langte müden-gleich im Lichte der Gaslaternen, hüllte den Weihnachtabend in weiße Decken ein. Die Vorstadtgassen lagen still, verädet. Da und dort flammten hinter Fenstergardinen gelbrote Christbaumlichter auf und Ruddydächels ließen die Rollläden über die Geschäftsfenster fassen, um Christbaum und Bescherung für den Morgen des ersten Feiertages vorzubereiten.

Der Ruddydächel lächelte gutgesaunt. Man freut sich, wenn man Ruprechts Geschenke im Kasten hat und nur auszupacken braucht...

Frik lag schon im Bette, die Decke bis zur Nase emporgezogen, wie alle Jahre um diese Zeit. Er hörte die Eltern in die Stube kommen, hörte durch die dünne Kammerwand, wie der Christbaum klappernd auf den Tisch gestellt, wie die Kommode aufgeschloßen und Pakete ausgekratzt wurden. Hörte Rüsse klappern, vernahm den Ton einer Mundharmonika und versank in schillernde Träumereien, in denen Trompeten, Spielgeräte, Indianerbücher die Hauptrolle spielten. Nebenbei waren Rüsse, Äpfel, Pfefferkuchen, Marzipanschweinchen zu sehen. Zwischen diese schönen Gaukelbilder hinein schob nur manchmal ein Strauß hörend den anliegenden Kopf, wiegte den Schnabel drohend hin und her, wollte nach dem Frik schnappen, wollte ihn beißen — da fühlte sich plötzlich der Junge durch ein blechernes Rasseln aus dem Halbchlummer gerissen... Durch ein blechernes Rasseln...

Der Strauß!

Frik starrte ins Dunkel, hörte sein Herz unter der Decke pumpen und seinen Vater in der Stube draußen hämmern, leieren, brummen. Er hörte, wie der Vater das Fuhrwerk in Gang zu bringen suchte, sah im Geiste, wie der Strauß störrisch das linke Bein unter die Flügel zog, vernahm wieder ein Anarren und Brummen — und fuhr mit der Nase erschrocken unter die Bettdecke. Denn draußen erhob sich ein Stralkeel, der nicht zur Bescherung gehörte! Draußen flog etwas Blechernes auf den Tisch, und die Stimme des Vaters ratiönierte: „Dergottfadermen! Versucher Ramisch, vermaledeiter!“

„Aber Mann,“ sang beschwichtigend aus der Küche her Frau Ruddydächel, „fluch doch nich so. Am heiligen Abend! Hast doch's ganze Jahr Zeit dazu. Was ist denn los?“

„Ach was, Ramisch versuchter!“ bröhlte Vater Ruddydächels Organ. „Hab ich Dir's nich gleich gesagt! Aber ihr Weiber wißt natürlich alles besser! Der gottewigte Strauß geht natürlich nich! Und dem Kutschers baumelt schon der Arm! Eh' man den Ramisch nach Hause bringt, ist er schon hin... Alles Schwindler, diese Judenbande! Mit unserm Heiland hab'n sie's auch so gemacht.“ Der Blechstrauß trachte noch einmal auf den Tisch. „Wis jetzt hab' ich mir den Spektakel gefallen lassen — aber wehe, wenn Du mir noch einmal bei einem Juden kauft, wehe! Ein Kind so um sein Spielzeug zu bringen! Judenbande elendige...“

Robert Grösch.

Bücher über Kunst.

Das Entscheidende an den Kunstveröffentlichungen von heute ist die Technik der Illustration. Die photomechanischen Methoden gewähren eine solche Leichtigkeit und Billigkeit der Bildreproduktion, daß der Text fast in den Hintergrund zu treten beginnt. Mußte man noch vor 25 Jahren über den Mangel an Anschauungsmaterial klagen, so sind heute schon eher Bedenken darüber am Platze, ob nicht das Illustrat die Buchvergewaltige. In der Tat werden

vielfach große kunst- und kulturhistorische Bilderbücher von Verlegern nur der Abbildungen wegen in Auftrag gegeben. Um die Illustrationen herum werden dann Texte geschrieben, die wenig oder nichts damit zu tun haben. Die Textkulis nennen sich aber trotzdem Leuchten der Spezialwissenschaft oder die bedeutendsten Kulturhistoriker der Jetztzeit — was sie um so eher können, da niemand ihr Füllsel liest oder nachprüft.

Zur Kunst aller Zeiten hat dann dieser technischen Fortschritte das große Publikum bequemen Zutritt. Wenn nur die Fähigkeit und die Kunst zu sehen, in gleichem Maße entwickelt ist wie die Möglichkeit zu sehen, so ist keine Zeit kunstverständiger gewesen als die unsere. Wir haben jetzt gleichermaßen das Werk einzelner Künstler wie das ganzer Zeiten und Völker vor Augen. Was früher der Reichste nicht erschwingen konnte, kann sich heute jede Bibliothek leisten: für 8 bis 10 M. sämtliche Gemälde Dürers oder Rembrandts Radierungen in großen schönen Reproduktionen besaßen zu haben. Diese Klassiker der Kunst, die die Deutsche Verlagsanstalt in Stuttgart herausgibt, sind zuletzt um eine Feuerbachausgabe vermehrt worden. An den ganz kleinen Kunstkonumenten wenden sich Weichers Kunstbücher (Verlag Bernhard Thalacker, Berlin). Nach dem Muster des schon lange beliebten englischen Vorbildes werden da in kleinem Format jeweilig 60 Bilder eines Meisters zu einem Bändchen zusammengefaßt, und der Liebhaber kann eine hübsche Auswahl irgend eines alten Meisters (es sind 50 Bändchen erschienen) zu 80 Pf. in der Tasche mit sich führen. (Ein treffliches Gegenstück dazu sind die Naturbücher, die ebenfalls nach englischen Mustern im gleichen Verlage erscheinen.) Neuerdings wird in einer neuen Serie auch das 19. Jahrhundert bedacht. Uns liegen vor die Meisterbilder von den englischen Malern Watts und Rossetti. Aber die dürftigen Daten, die der Leser aus den Einleitungen erhält, können ihm keinen Einblick in das Schaffen und Streben dieser eigenartigen Künstler geben. Man erfährt z. B. nichts von dem symbolischen Gehalt der Wattschen Gemälde, die sonst fremdartig genug wirken können, nichts von dem humanitären Streben dieses sozialdenkenden Mannes, der seine Werke nicht verkaufte, sondern seinen Volksgenossen schenkte. Die Bildlein sind daher wesentlich als Erinnerungsbilder zu nutzen für die, die irgend einem Künstler schon näher gekommen sind.

Den vollen Genuß am Kunstwerk wird uns erst die farbige Wiedergabe erschließen. Nun sind freilich für den Wandschmuck schon solche farbige Reproduktionen geschaffen, die wirklich dem Original nahe kommen. Aber diese sind dann verhältnismäßig teuer. Wer aber doch etwa von dem Leuchten und Schimmern des Kolorits und von dem farbigen Zueinanderarbeiten von Licht und Dunkel bei Rembrandt sich eine Vorstellung machen und einige der schönsten seiner Wunderwerke zum vertiefenden Genuß im Wechselrahmen in seine Stube hängen will, der mag sich an die Rembrandtmappe des durch die Herausgabe der Meister der Farbe bekannten Verlages G. A. Seemann (Leipzig) halten (Preis der zehn farbigen Bilder 3 M.). Der einleitende Text von A. Philipp führt gut ein und die Auswahl ist zu loben (man findet u. a. die zu gelb geratene Anatomie, die Nachtwache, dies hohe Lied auf das Licht, die warm-intime Holzhaiderfamilie und den Mann mit dem Goldhelm, der rein aus der Freude am Funkseln und Gleizen hervortritt). Eine andere Mappe mit acht farbigen Bildern ist Spitzweg gewidmet. Und auch eine Sammlung seiner Zeichnungen liegt vor. (Die gute alte Zeit, 50 Zeichnungen von Karl Spitzweg. München, Holbein-Verlag, im Pappband 6 M.) Die aus dem Nachlasse stammenden Blätter, zum meist mit seinem Bleistift unrisen, sind vortrefflich in der Reproduktion geraten. Spitzweg ist recht geeignet, wahre Augenlust zu spenden, und geru ist man bereit, dieser prächtigen Schilderer und Humoristen der Wiedermeierzeit zum Vertrauten zu erklären. Seine Welt ist eng, aber mit welcher Lust an der Sache ist sie erfasst und mit welcher malerischer Feinheit geschildert! Diese Bildchen, in denen Köstlichkeiten der Farbe wie bei keinem anderen der Zeit auftauchen, halten Zwiesprache mit uns; die schnurrigen Originale erzählen zwar keine Geschichten (wie die Düsseldorf'ser schlechten Angedenkens), aber sie kommen in Fühlung mit uns, und besonders die Zeichnungen sind voll reizender Züge und feinen Humors. Das intime Gewinkel der Kleinstadt und die stets andächtig behaustete Natur vermitteln uns Reize, die, mit den Augen eines Spitzweg gesehen, uns in vielem eine Bereicherung und einen beschaulichen Genuß gewähren.

Die verdienstliche Sammlung der Kunstgeschichte einzelner Länder und Völker, die gleichzeitig in verschiedenen Sprachen und Ländern erscheint — in Deutschland bei Julius Hoffmann in Stuttgart — ist im letzten Jahre wieder um einige Bände vermehrt worden. Das Ziel dieser Bände, die immer 600—700 Abbildungen enthalten und dabei gebunden nur 6 M. kosten, ist eine sachverständige Führung durch die Kunstentwicklung je eines Landes. Es sind die Architektur wie die Plastik und Malerei berücksichtigt. Da anerkannte Kunsthistoriker, die ihren Stoff beherrschen, das ihnen vertraute Gebiet behandeln, kann man sicher sein, gute wissenschaftliche Leistungen vor sich zu haben. Es sind Enzyklopäden der Kunst Ägyptens, Spaniens und Portugals und Flanderns; die neuer hinzukamen. Die überaus zahlreichen, kleinen aber scharfen Abbildungen — es sind auch einige farbige darunter — sind für das orientierende Studium oder für Nachschlagezwecke durchaus geeignet; als Reisebegleiter und Museumsberater empfehlen sich die handlichen Bände besonders. Künstler im Ortsregister erleichtern die Benutzung, Literaturüber-

sichten weisen den Interessierten weiter. — Die durch 4000 Jahre zu verfolgende Kunst der Ägypter hat der vielerfahrene Ägyptologe Maspero bearbeitet; er bemüht sich mit Erfolg, die großen Züge dieser Kunst klarzulegen. Er entwickelt sie aus der religiösen und sozialen Grundlage und führt die beiden Hauptgruppen der Tempel- und Grabkunst auf ihre Nützlichkeitsszwecke zurück. „Die Kunst ist nur eins von den Mitteln, deren sich die Religion bedient, um den Wesen auf der Erde ein glückliches Leben ohne Ende zu verleihen.“ Wie der Charakter der ägyptischen Kunst, ihre monumentale Geschlossenheit, ihre Größe und Dauerbarkeit, ihre Realistik und Typik sich aus dieser Bestimmung ableitet, ist überzeugend dargelegt. — Die blühende Kunst Ägyptens wird von Max Nooses mit erprobter Kennerkraft behandelt. Mit Eritraumen sieht man den Reichtum vor sich ausgebreitet, den dieses kleine Land auf allen Gebieten der Kunst — dankenswerterweise ist auch die hochentwickelte Miniaturmalerei besonders berücksichtigt — in üppiger Fruchtbarkeit hervorgebracht hat. Die älteren Perioden sind, wie zumeist, besser gelungen als das 19. Jahrhundert, das aus Raumrücksichten zu kurz abgetan wird. Auch vermißt man Hinweise auf wirtschaftliche und kulturelle Zusammenhänge, die selbst in solchen Handbüchern nicht mehr fehlen dürfen.

Auch die billigen Sammlungen, die in populärer Form wissenschaftliche Ergebnisse vermitteln wollen, haben die Kunstgeschichte in ihr Programm aufgenommen. Die Kollektion „Aus Natur und Geisteswelt“ (Verlag Teubner, Berlin und Leipzig. Preis des gebundenen Büchleins 1,25 M.) hat zuletzt eine gute Einführung in die niederländische Malerei im 17. Jahrhundert von Dr. H. Janßen und eine die Probleme des Impressionismus erörternde Darstellung von Prof. D. Lazar gebracht. Sehr begrüßenswert ist, daß jetzt auch „die deutsche Malerei des 19. Jahrhunderts“ behandelt worden ist. (Zwei Doppelbände zu je 2,50 M. oder ein Halbergammentband zu 6 M.) Eine zusammenfassende Orientierung ist gerade hier dringend erwünscht.

Der Verfasser, Prof. Richard Hamann, hat sich folgendes Programm gestellt: Er will zeigen, wie sich nach dem Zusammenbruch der aristokratischen Gesellschaftsauffassung im 18. Jahrhundert auch die höfische und kirchliche Monumentalkunst immer mehr auflöst und eine intime Naturauffassung sich entwickelt, die eine beständige Verbollkommnung des malerischen Stiles mit sich bringt. In drei Perioden geht diese Entwicklung vor sich — Aufklärung und Romantik, die Malerei der Wiedererweckung und der Stimmungsimpressionismus der 50er Jahre, Naturalismus und Impressionismus der letzten Jahrzehnte des 19. Jahrhunderts. Jede dieser Perioden wird abgelöst von einem Versuch, die verfallende Monumentalkunst neu zu beleben, wie in der Kunst der Nazarener oder der der Gründerzeit (Wöcklin, Feuerbach, H. v. Marées). Zusammenfassende Kapitel über den Stil der sich folgenden Kunstströmungen werden abgelöst durch die ausführliche Betrachtung einzelner führender Künstler.

Die Verbindung allgemeiner kultureller Betrachtungen mit eingehender künstlerischer Würdigung einzelner Meister und Werke ist in der Tat mit Erfolg versucht. Die Bewertungen werden natürlich nicht immer auf Zustimmung rechnen dürfen. Ganz vergriffen scheint uns der Versuch, die Gründerperiode der siebziger Jahre mit den großen Malern dieser Zeit in direkten Zusammenhang zu bringen. Wöcklin, Feuerbach, Marées, Leibl und Thoma sollen von dem Geiste dieser Zeit befruchtet sein! Aus der Gleichzeitigkeit ist hier mit bösem Trugschluß eine Gleichartigkeit gefolgert. Umgekehrt: diese Künstler, die gewiß zu den stärksten des Jahrhunderts gehören, schöpfen aus Quellen, von denen der stürmische, struppelose Expansionsdrang des Kapitals nichts weiß. Der künstlerische Ausdruck der Gründerzeit ist Malart. Auch die Einflüsse der ausländischen Malerei, besonders der tonangebenden französischen, kommen in dieser Darstellung nicht zu ihrem Recht. Gewiß ist die deutsche Malerei auch in den Zeiten größerer Abhängigkeit von fremden Einflüssen national bedingt, aber dieser impressionistische und naturalistische Kampf hat doch seine stärkste Anregung von den Franzosen bekommen. An 300 Abbildungen, von denen manche freilich etwas verschwommen ausgefallen sind, stellen reiches Ausstellungsmaterial zur Verfügung.

Wer nicht bloß eine gewisse Kunstbildung, d. h. Kenntnisse über Meisterwerke sich aneignen, sondern tiefer in die Werke der Kunst eindringen, sich mit ihren Problemen auseinandersetzen oder schließlich selbst bereichern will, wird immer gut tun, nicht mit dem Studium allgemeiner Kunstgeschichte zu beginnen. Die verwirrende Fülle von Namen und Daten, die in solchen Werken notgedrungen angehäuft werden, sind nur zu geeignet, den Kunstenthusiasten abzuschrecken. Besser wird er fahren, wenn er sich zunächst in eine bestimmte Zeit, in einen bestimmten Künstler vertieft. Als solche Werke, die zu solchem Vertrautwerden geeignet sind, können hier Verhaerens Rembrandt und Rubens empfohlen werden (beide im Inselverlag, mit guten Abbildungen, geb. 3 M.). Hier langweilt nicht ein Historiker mit dem ganzen Material, das seine Wissenschaft zusammenzutragen, sondern ein Künstler deutet das Wesentliche, dringt in den Kern des Schaffenden und holt das Menschliche heraus. Die Bücher sind ganz elementar, sie berichten das Notwendige von der Zeit und dem Leben, sie führen zu dem, was uns wertvoll und bedeutend ist, und geben ein gutes Bild von der Persönlichkeit.

Noch leichter wird man den Zugang zur Kunst finden, wenn

man mit der Kunst unserer eigenen Zeit beginnt. Denn schließlich sehen wir auch die vergangene Kunst immer mit den Augen der Gegenwart. Das Sehen allein freilich tut's nicht; wer wirklich in die moderne Kunst eindringen will, wird auch hier das Buch als Gefährten begrüßen. Glücklicherweise wächst dem hier auch die Literatur über die führenden Menschen und Kräfte der Kunst, die wir selbst erleben. Der Verlag Paul Cassirer, der diese Seite der Kunstliteratur besonders pflegt, hat eben zwei Werke herausgebracht, die beide von starkem Interesse sind. Das eine mal spricht ein Maler über einen Maler: Karl Hagemeister schildert das Leben und die Werke seines Freundes Karl Schuch (Preis des vortrefflich ausgestatteten Bandes 7,50 M.). Die tonschönen Stillleben und Landschaften dieses Malers stehen seit der Jahrhundertausstellung 1906 in ihrem Werte für die deutsche Kunst fest. Den Entwicklungsgang Schuchs, der zum Leibkünstler gehört, zu zeichnen, war keiner mehr berufen, als sein langjähriger Gefährte Hagemeister. Was dem Buch seinen besonderen Wert gibt, ist die anichauliche Darstellung der spezifischen malerischen Probleme, mit denen Schuch und die ganze Leibkulturschule gerungen. Der Laie bekommt hier einen rechten Begriff, wach' eine Rolle das Handwerkliche und rein Technische in der Kunst spielt. Die Benutzung von Briefen und Tagebüchern führt mitten hinein in diese Kämpfe eines modernen Malers. Das Leben Schuchs im Atelier und im Freien, in München und Benedig und in dem uns benachbarten Fersch und Rättsdorf, wo sich ihm als Jäger und Waldläufer die Natur erschließt, ist frisch und lebendig geschildert — großenteils aus der unmittelbaren Anschauung des Mitlebenden und Mitführenden. Dieses Malerbuch ist uns daher als Dokument wertvoll und teuer.

Das andere Malerbuch ist Max Liebermann gewidmet (Max Liebermann von Erich Hande, ebenfalls Verlag Paul Cassirer, mit 303 Abbildungen. Preis 30 M.) Man sollte meinen, Liebermanns Bedeutung und Individualität wäre literarisch erschöpft, so viel Bücher sind über ihn geschrieben. Aber doch war keines darunter, das mit solcher Liebe und Versenkung seinen Spuren gefolgt war, das intimste Biographie und eindringendste Analyse vereinigte. Dies Buch ist auch von einem Maler geschrieben, oder wenigstens von einem, der von der Malerei ausging und selbst Schüler von Liebermann gewesen ist. Man hat daher nicht nur einen treuen und zuverlässigen Biographen, sondern auch einen Mann vom Handwerk vor sich, der wohl nicht immer den weiten Blick, aber dafür das solide, sachverständige Urteil hat. Sein Werk wird voraussichtlich als Biographie das abschließende sein, und es kommt auch sonst als gewichtiges Verständigungsbuch. Der Impressionismus, dessen bedeutendste Ausprägung Liebermann in Deutschland gewesen, ist zu Ende. Es ist gut, daß wir eine Inventur aufzunehmen, uns klar werden, was er uns an Werten gebracht und hinterlassen hat, ehe wir uns den Wirbeln der neuesten Kunstentwicklung anvertrauen. Wir lernen hier den hohen Respekt vor der Arbeit an der Natur, wir begreifen den Wert einer Augenzucht, die die Dinge darstellen lehrt, wie wir sie unmittelbar empfinden, die die Phantasie entthront und die Naturwiedergabe zum Angelpunkt der Kunst macht. Liebermann wird auf diesem Gebiet immer ein klassischer Meister bleiben (freilich mehr der Liebermann der mittleren als der Spätzeit). Seine Leistungen erschöpfend vorzuführen, die Psychologie seiner klaren Natur zu entwerfen, die Kraft seiner Werke vor uns hinzustellen und das ganze Detail seiner Entwicklung vor uns auszubreiten, ist ein Verdienst, das Erich Hande's schönem Buch Dauerwert und zudem die aktuellste Bedeutung verleiht. Druck und Ausstattung sind vorbildlich, das Abbildungsmaterial ist in der sorgfältigsten Art reproduziert.

H. D.

Kleines feuilleton.

Technisches.

Die Bartmähmaschine. Vor einiger Zeit kam über den großen Teich die Nachricht, ein Amerikaner habe eine durch Maschinenkraft angetriebene Rasiermaschine erfunden. Das war zur Saurengurtenzeit, und so wird man dies wohl kaum ernsthaft genommen haben. „Electrical World“ berichtet nun eine tatsächliche Erfindung. Der Rasiermotor hat nach diesem Fachblatte eine gewisse Ähnlichkeit mit der bekannten Rasenmähdmaschine; allerdings greifen seine Ringe an dem abzumähenden Haar etwas anders an, als die Messer der Rasenmähdmaschine an dem Gras. Sie sind nämlich quirlig zu der Achse (die gleichzeitig Handgriff ist) des Raschindens angeordnet und liegen, damit keine Verletzungen möglich sind, zwischen zwei Metallringen. Sie sind nicht so scharf, wie Rasiermesser sonst, und sie sollen das einzelne Haar auch nicht abschneiden, sondern augenscheinlich durch heftigen Stoß abbrechen. Rasierseife ist bei der Anwendung der Bartmähmaschine, die von einer Firma in Chicago demnach auf den Markt gebracht werden soll, nicht nötig; es genügt, die Haut anzuseuchen, dann soll der ganze Bartwuchs in überraschend kurzer Zeit schmerzlos und ohne Verletzungen entfernt werden. Es heißt, man habe nach dem Rasieren mit der Maschine in der Haut ein Gefühl, als ob man sanft massiert worden sei. Der Antrieb der Maschine erfolgt durch den elektrischen Strom; sie ist mit einem Steuerschaltwerk versehen, sodas jede elektrische Lichtleitung ihr die nötige Arbeitskraft liefern kann.